

Tara Sivec

Zwischen uns die Sterne

Roman

Aus dem Englischen von
Christian Trautmann



MIRA® TASCHENBUCH



1. Auflage: Januar 2019
Deutsche Erstausgabe
Copyright © 2019 für die deutsche Ausgabe by MIRA Taschenbuch
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Copyright © 2017 by Tara Sivec
Originaltitel: »Wish You Were Mine«
erschienen bei: Forever, New York

Published by arrangement with
Brower Literary & Management

Umschlaggestaltung: bürosüd, München
Umschlagabbildung: Ekaterina Abramova / EyeEm / Getty Images

Lektorat: Sonia Savic
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt.
ISBN 978-3-95649-845-9

www.mira-taschenbuch.de

Werden Sie Fan von MIRA Taschenbuch auf Facebook!

Für meinen Mann,
den ich seit meinem zwölften Lebensjahr liebe.
Du zeigst mir jeden Tag,
dass es ein wahr gewordener Wunsch sein kann,
sich in seinen besten Freund zu verlieben.
Dafür danke ich dir.

Prolog

Lieber Everett,

wenn Du das hier liest, bin ich tot.

Sorry, das ist wahrscheinlich nicht die beste Art, einen Brief an meinen besten Freund zu beginnen, nach meinem plötzlichen und furchtbar tragischen Tod. Du wirst es sicher nie überwinden, weil ich ein so toller Mensch war, doch so ist es nun einmal. Du weißt, ich habe nie ein Blatt vor den Mund genommen. Und wo wir schon beim Thema sind: Du bist ein Arschloch.

Es ist vier Jahre her, seit wir Dich zuletzt gesehen haben. VIER. Ich hab's verstanden, glaub mir. Bei unserer ersten Begegnung, als Du zehn Jahre alt warst, sagtest Du mir, Du wolltest Arzt werden. Sechzehn Jahre lang habe ich Dich davon reden hören, dass Du etwas aus Deinem Leben machen wolltest, etwas, auf das Du stolz sein könntest. Wir sind alle stolz auf Dich, Everett. Stolz darauf, dass Du erreicht hast, was Du Dir in den Kopf gesetzt hast. Stolz darauf, dass Du Dein Leben in die Hand genommen und Dir einen Namen gemacht hast. Aber Du kannst nicht ewig fortbleiben.

Ich habe keine Ahnung, was zwischen Dir und Cameron am Abend Deines Abschieds vorgefallen ist, doch ich weiß, dass sie seitdem nicht mehr dieselbe ist. Das gilt für uns alle. Den drei Musketieren fehlt seit vier Jahren eines ihrer Mitglieder, und solltest Du noch nicht hier sein, wird es Zeit für Dich, nach Hause zu kommen.

Ja, ich rede Dir Schuldgefühle ein, damit Du nach Hause kommst, denn ich bin tot.

Gestorben.

Dahingeschieden.

Für immer im Jenseits.

Fühlst Du Dich jetzt schuldig? Das solltest Du auch. Denn Cameron vermisst dich, auch wenn sie es abstreiten würde. Ich habe mein Bestes gegeben, damit sie ohne Dich hier glücklich ist. Sie tut so, als kümmere es sie nicht weiter, dass Du so lange fort bist, aber ich weiß, dass sie lügt. Sie braucht Dich jetzt, mehr denn je. Du solltest endlich über Deinen Schatten springen, die Gründe vergessen, die Dich von uns ferngehalten haben, und zurückkehren.

Ich werde nicht da sein, um sie zum Lachen zu bringen, ihr die Tränen wegzuwischen oder sie anzufeuern, wenn sie etwas Tolles plant. Hiermit reiche ich den Stab offiziell an Dich weiter. Jetzt bist Du an der Reihe. Du bist um die Welt gereist, hast Leben gerettet und bist für Fremde ein verdammter Held ge-

worden. Nun ist es an der Zeit, hier zu Hause, wo Du hingehörst, ein Held zu sein. Ohne Dich war es nicht dasselbe. Wir waren nicht dieselben ohne Dich, und jetzt, wo ich nicht mehr bin, kannst Du es wiedergutmachen, indem DU DEINEN HINTERNDORT HIN BEWEGST, WO DU HINGEHÖRST.

Und nur damit Du es weißt, ich habe Deine Wunschbox geöffnet und die Papiersterne angeschaut. Ja, jene Wünsche, die wir uns geschworen hatten, erst zu lesen, wenn wir alt und grau sind. Mann, ich bin tot, also kannst Du deswegen nicht mehr sauer auf mich sein. Doch ich bin so was von sauer auf Dich, auch aus dem Grab, weil Du mir nie von diesem Mist erzählt hast. Ich meine, ich hab's gewusst, natürlich habe ich es gewusst. Ich bin ja nicht blind oder blöd. Aber in all den Jahren, in denen ich geglaubt habe, Du wärst einfach ein Idiot und würdest nicht zu Deinen Gefühlen stehen, oder sicher war, Du wärst inzwischen darüber hinweg, hast Du alles den verdammten Sternen gestanden! Ich bin Dein bester Freund, und nicht einmal mir hast Du es verraten. Bist Du deswegen vier Jahre weggeblieben? Falls ja, bist Du ein noch größeres Arschloch, als ich gedacht habe. Du musst endlich aufhören, Jahr für Jahr nur den verdammten Sternen von Deinen Wünschen zu erzählen, und stattdessen etwas dafür tun, Deine Träume auch zu verwirklichen.

Zieh Dich schon mal warm an, denn ich werde gleich ein paar Dinge sagen, die mich wie ein Weichei klingen lassen. Vergiss nicht, ich mache das für Dich, und ich bin immer noch so was von männlich.

Ich weiß, wie es ist, eine Frau anzusehen, und plötzlich ergibt alles einen Sinn.

Ich weiß, wie es ist, jemanden so vollständig zu lieben, dass man keine Ahnung mehr hat, wie man es vorher ohne sie geschafft hat.

Meine Liebe wurde zehnfach erwidert, und obwohl mir klar ist, dass ich es nicht verdient habe, habe ich alles getan, um es nicht zu vermasseln. Na ja, mal abgesehen von dieser Sterbesache, aber was soll man machen?

Versau es nicht, Mann. Cameron hat genug ertragen müssen. Sie wird nach meinem Tod noch mehr durchmachen, und Du musst ihr beistehen und ihr helfen, darüber hinwegzukommen. Ich will, dass Du ihr all das gibst, was ich ihr nicht mehr geben kann.

Ich finde es jammerschade, dass ich nicht mehr da sein werde, um zu erleben, wie Cameron Dir dafür, dass Du so lange weg warst, ordentlich in den Hintern tritt. Nimm Dich in Acht, sie hat sich im Lauf der Jahre einen üblen rechten Haken antrainiert. Aber sei nachsichtig mit ihr, Mann. Sie wird so tun, als sei alles in bester Ordnung und als käme sie schon zurecht ... Du kennst sie ja. Stets mehr um andere besorgt als um sich selbst. Doch sie braucht Dich jetzt, mehr denn je.

Es tut mir leid, dass ich Dir bei unserem letzten Telefonat nichts von meiner Krankheit gesagt habe, aber wozu wäre das gut gewesen? Du hättest ohnehin

nichts machen können, abgesehen davon, mir beim Sterben zuzuschauen. Ich wollte nicht, dass Du Dich so an mich erinnerst. Schlimm genug, dass Cameron für den Rest ihres Lebens dieses Bild von mir im Kopf haben wird – das wollte ich Dir nicht auch antun. Ich will, dass Du Dich an jenes unfassbar gut aussehende, perfekte Prachtexemplar eines Mannes erinnerst, das ich war. Ich will, dass Du Dich an die guten Zeiten erinnerst, an das Lachen, an unsere gemeinsame Zeit im Camp und an mich, wie ich voller Leben war, statt an dieses beschissene Bett gefesselt zu sein und kaum genug Kraft zu haben, diesen verdammten Brief zu schreiben. Wage es ja nicht, Dich schuldig zu fühlen, weil Du mich nicht retten konntest. Ich weiß, dass Du ein guter Arzt bist, aber manchmal gewinnt eben der Krebs.

Komm nach Hause, Everett. Komm nach Hause, und nimm endlich diese Wünsche in Angriff.

Mich kannst Du nicht retten, doch Du kannst heimkommen und unser Mädchen retten.

Aiden



Everett

Woher weiß man, dass der Punkt erreicht ist, an dem man nicht mehr kann?

Wenn man Kinder direkt vor den Augen ihrer Eltern sterben sieht?

Wenn man jemandem sagen muss, er sei krank, aber man habe keine Mittel, um ihm zu helfen?

Wenn man zuschauen muss, wie zahllose Leute sich an verunreinigtem Wasser infizieren, unter schrecklichen Bedingungen leben, und man nichts weiter tun kann, als ihnen Pillen zu geben und darauf zu warten, dass sie erneut krank werden?

Wenn man in jedes Land der Dritten Welt zu reisen versucht, bloß um nicht mehr nach Hause zu müssen, nur um dann zu erfahren, dass der eigene beste Freund, den man hatte, seit man zehn war, an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben ist?

Und weil man nicht wusste, dass er krank war, konnte man auch nicht dort sein, um ihm zu helfen. Hat nie die Chance bekommen, sich dafür zu entschuldigen, dass man so ein lausiger Freund war. Nie die Möglichkeit gehabt, Abschied zu nehmen.

Wie viel ist zu viel?

Ich trinke noch einen Schluck Wodka und lehne meinen Kopf an die Wand, während ich mich frage, wie viel mehr ich

noch ertragen kann. Seit ich in die Staaten zurückgekehrt bin, versuche ich, den Schmerz mit Alkohol zu betäuben. Eine Weile hat es funktioniert. Der Wodka macht mich benommen und lässt mich alles für ein paar Minuten vergessen.

Ein paar Minuten Frieden.

Ein paar Minuten, in denen ich die Schreie der Babys nicht höre oder das Flehen der Mütter, ihre Kinder zu retten.

Ein paar Minuten, in denen ich nicht Aidens Gesicht vor mir sehe, wie er mich grinsend ein Arschloch nennt.

Ein paar Minuten, in denen ich nicht an sie denke.

Einhundertachtzig Sekunden, in denen ich meine Augen schließen kann und nichts fühle.

Auf dem Fußboden sitzend, die Beine gespreizt von mir gestreckt, mache ich die Augen zu und überlasse mich dem stillen Vergessen. Leider endet es wieder zu schnell. Es hält nie lange genug an. Nicht mehr. Nicht nach dem Brief, den er geschrieben hat.

Dem verdammten Brief.

Ich hebe die Lider, und mir bricht der kalte Schweiß aus beim Anblick des zusammengeknüllten Briefes, der ein paar Schritte von mir entfernt liegt. Ich habe ihn in den vergangenen drei Monaten wieder und wieder gelesen, seit er in meinem Briefkasten in Kambodscha gelegen hat, genau zwei Wochen nach Aidens Tod.

Mein Blick bleibt auf den Papierball geheftet. Aidens zitterige und ungleichmäßige Handschrift scheint mich aus der zerknüllten Seite förmlich anzuspringen. Ich nehme den Wodka wieder hoch und trinke an gegen den Schmerz und das Elend in mir. Der Alkohol brennt nicht einmal mehr in der Kehle, und beinah kann ich mir einreden, die Wasserflasche, in die ich ihn gefüllt habe, enthielte wirklich nur Wasser. Ich habe keine Ahnung, warum ich es jetzt noch zu verbergen versuche. Mein Bruder Jason hat all die leeren Wodkaflaschen entdeckt, die ich

unter meinem Bett und draußen in der Garage hinter Regalen und Kartons zu verstecken probiert habe. Gestern fand er im Kofferraum meines Wagens einen ganzen Karton leerer Literflaschen, die ich eigentlich zur Mülldeponie hatte bringen wollen. Nur bin ich nicht dazu gekommen. Wahrscheinlich, weil ich zu betrunken war, um hinzufahren.

Ich lache, als ich daran denke, wie er mich gestern Morgen zur Rede gestellt hat. Er ging an meinen Kofferraum, weil er sich meinen Wagenheber borgen und vor der Arbeit einen Reifen wechseln wollte. Dabei stieß er auf den Karton mit den leeren Flaschen und ließ mich versprechen, mit dem Trinken aufzuhören. Er nahm mir das Versprechen ab, mir Hilfe zu suchen. Natürlich erklärte ich mich einverstanden. Er ist mein kleiner Bruder. Ich wohne hier bei ihm in dem alten Haus unserer Großeltern, bis ich wieder auf die Beine komme. Meine Großmutter überließ mir das Haus, als sie wegzog, und Jason war gezwungen, darin zu wohnen und sich darum zu kümmern, während ich ständig auf Reisen war. Er ist immer noch da und kümmert sich um mich und um das Haus, statt auszuziehen und sein eigenes Leben zu führen. Tag für Tag gibt er sich mit mir erbärmlichem Kerl ab, dabei verdient er etwas Besseres als einen ständig betrunkenen Bruder, der nichts mehr auf die Reihe kriegt.

Und ich hielt mein Versprechen. Fast vierundzwanzig Stunden lang rührte ich die letzte Flasche Tito's nicht an, die ich im obersten Fach meines Kleiderschranks aufbewahrte. Die Zähne zusammengebissen, stand ich den Entzug durch und übergab mich nach jedem Schluck Wasser, den ich zu mir nahm. Aber ich schaffte es. Jason zuliebe hielt ich durch. Für meinen kleinen Bruder, der die gleiche erbärmliche Kindheit gehabt hatte wie ich, ihr jedoch nie hatte entfliehen können, so wie ich. Ich hielt das Zittern aus und die Kopfschmerzen und das Erbrechen und das Fieber, um diesen müden, enttäusch-

ten Ausdruck in seinen Augen nicht mehr sehen zu müssen, wenn er wieder einmal von der Arbeit nach Hause kam und ich nutzlos auf seiner Couch herumhing.

»Du hättest nicht sterben dürfen!«, schreie ich den Brief an, der nach wie vor da liegt und mich lockt, hinzukriechen und die Worte darin erneut zu lesen. »Warum zur Hölle hast du es mir nicht früher erzählt?«

Die mit Wodka gefüllte Wasserflasche in meiner Hand dellt sich, als ich sie mit meinen Fingern fest umschließe, sie wütend an den Mund hebe und trinke, bis sie fast leer ist.

Aidens Stimme summt in meinem Kopf wie eine lästige Fliege, die man nicht verscheuchen kann. Sie ertönt immer wieder, bis ich nicht mehr kann und mir die Ohren zuhalten will, damit es aufhört. Der Alkohol hat nicht die gewünschte Wirkung. Aidens Stimme verschwindet nicht.

Du bist ein Arschloch.

Ich hoffe, du fühlst dich schuldig.

Komm nach Hause.

Komm nach Hause.

Komm nach Hause.

Ja, ich *bin* ein Arschloch. Und ich fühle mich wirklich schuldig. Und ich bin zu Hause. Ich nahm den nächsten Flug aus Kambodscha, gleich nachdem mich der verdammte Brief erreicht hatte. Ich rief nicht einmal daheim an, sondern wollte nur so schnell wie möglich dort sein, bevor es zu spät war. Ich handelte, ohne nachzudenken, und natürlich war ich zu spät. Zwei Wochen zu spät, um mich zu verabschieden, zu spät für

die Beerdigung, zu spät, um irgendetwas wiedergutzumachen, zu spät, um irgendetwas anderes zu tun, als mir die Flasche zu schnappen und zu versuchen, all die Fehler, die ich begangen hatte, zu vergessen. Es ist jetzt auf den Tag genau drei Monate und zwei Wochen her, seit mein Freund im Schlaf gestorben ist, da sein Körper einfach nicht mehr kämpfen konnte. Drei Monate und zwei Wochen, seit er aufgehört hat zu existieren.

Nach meiner Rückkehr bemühe ich mich, in jedem wachen Moment den Schmerz zu vergessen, den Aidens Tod in mir ausgelöst hat. Vor einigen Stunden fiel eine Schachtel mit Fotos aus dem obersten Schrankfach, während ich dort nach etwas suchte. Die Schachtel krachte auf den Boden, und lauter Erinnerungen an Aiden lagen verstreut um meine Füße herum. Aiden, wie er mich bei einem Basketballspiel anlachte, als wir zehn waren. Aiden, der in die Kamera lächelte, den Arm um eines seiner zahlreichen Dates gelegt, als wir zusammen die Highschool besuchten. Aiden, der grinsend sein College-Diplom hochhielt. Jedes Foto sickerte in mein Gehirn ein und presste mir das Leben aus dem Herzen, bis der verdammte Brief, den ich ganz hinten in meine Kommodenschublade geschoben hatte, mich höhnisch aufforderte, ihn ein weiteres Mal zu lesen. Fast konnte ich spüren, wie Aiden neben mir stand und mir sagte, ich hätte es verdient, mich elend zu fühlen, nach dem Mist, den ich gebaut habe. Ich habe versucht, es besser zu machen, doch er tauchte in meinem Kopf auf und provozierte und drängte mich, es wieder zu vermässeln und das Versprechen zu brechen, das ich meinem Bruder gegeben hatte, bis nichts anderes mehr zählte, als zu trinken. Damit ich all das wieder verdrängen konnte. Ich bin nach Hause gekommen, genau wie Aiden es gewollt hatte, und jetzt will ich nur noch weg.

»Willst du wirklich, dass ich mich um unser Mädchen kümmerere, Aiden!?!«, schreie ich zur Decke. »Ich wette, sie wird

sich mächtig freuen, wenn ich in diesem Zustand im Camp auftauche.«

Ich lache über meine Worte und frage mich, ob der Alkohol schuld ist oder mein verkorkster Verstand, dass ich wie ein Irre mit mir selbst rede.

»Du hättest nicht sterben dürfen. Du hättest immer da sein sollen«, murmele ich, und meine Kehle ist wie zugeschnürt, während ich erneut auf den Brief schaue.

Ich hielt alles für selbstverständlich und kann nur mich selbst dafür verantwortlich machen. Ich wandte mich von meinen beiden besten Freunden ab, weil ich ein Feigling war. Insgeheim habe ich immer gehofft, dass ich eines Tages in der Lage wäre, über meinen Mist, über meine Gefühle für Cameron hinwegzukommen. Dann würde ich nach Hause zurückkehren, und beide würden auf mich warten und mir verzeihen, dass ich ein Idiot war. Doch das wird jetzt nicht mehr passieren.

Aiden wird nie mehr da sein, mit diesem Grinsen im Gesicht und einer spöttischen Bemerkung auf den Lippen. Cameron wird mir nie verzeihen – dass ich nicht da war, als Aiden krank war, und nicht alles getan habe, um ihn zu retten. Und dass ich nicht gleich zu ihr gegangen bin, sobald ich wieder da war.

Ich hätte zu ihr gemusst. Wir hätten gemeinsam um Aiden trauern sollen, aber ich kam kaum mit meinem eigenen Schmerz zurecht. Wie hätte ich mit ihrem fertigwerden sollen? Meinen eigenen Schmerz habe ich *immer noch nicht* überwunden.

Niemand versteht, wie es ist, nach Hause zurückzukehren, nachdem man am anderen Ende der Welt gewesen ist und das Grauen erlebt hat, das hier niemand sieht oder sich auch nur vorstellen kann. Die Leute hier leben in ihrer glücklichen kleinen Welt, führen ihre glücklichen kleinen Leben und ver-

gessen, dass es Männer, Frauen und Kinder gibt, denen es am Nötigsten fehlt, etwa an sauberem Wasser, um ebenfalls ein glückliches Leben zu führen.

Jason begreift das nicht, obwohl er sich bemüht.

Niemand versteht, wie es ist, wieder hier zu sein. Wie es ist, nichts mit seiner freien Zeit anfangen zu können und sich stattdessen ständig schuldig zu fühlen wegen der Menschen, die man in einem anderen Land nicht retten konnte. Oder wegen der Person, die man hier zu Hause nicht hatte retten können. Wie es ist, permanent wie in einem Albtraum gefangen zu sein, in dem jeder Gedanke und jede Erinnerung eine Filmrolle ist, auf der alles versammelt ist, was du je verbockt hast.

Ich bin es so leid, diesen Schmerz zu spüren. Ich will, dass es aufhört. Ich will überhaupt nichts mehr fühlen. Meine Lider werden schwer, und alles verschwimmt vor meinen Augen, bis süße Betäubung und Dunkelheit mich einhüllen wie eine warme Decke.

»Verdammt, Everett! Du Mistkerl ...«

Ich höre die Stimme meines Bruders, und auch wenn sie gedämpft klingt und weit weg in meinem betrunkenen Hirn, bemerke ich doch die Wut darin. Ich habe nicht einmal mitbekommen, dass ich auf die Seite gesunken bin, bis ich spüre, wie Jason seine Arme unter mich schiebt, mich wieder aufrichtet und an die Wand lehnt.

»Mach die Augen auf! Mach deine verdammten Augen auf!«, schreit Jason dicht vor meinem Gesicht.

Die Dunkelheit um mich herum verschwindet, als ich blinzle, weil er mich gerade ohrfeigt.

Traurigkeit, Sorge, Kummer und Angst.

Das sehe ich in der Miene meines Bruders, der mich kopfschüttelnd betrachtet. Ich möchte mich bei ihm dafür entschuldigen, dass er mich in diesem Zustand vorgefunden hat, aber wozu? Seitdem ich wieder daheim bin, hat er mich oft

in vergleichbaren Situationen angetroffen. Meine Entschuldigungen sind inzwischen nichts mehr wert.

Ich möchte ihm erklären, dass ich diese Krücke Alkohol nicht mehr will. Ich will sie nicht brauchen und das Gefühl haben, nur damit den Schmerz aushalten zu können. Den Schmerz in meinem Inneren, in meinem Kopf und den Schmerz in meinem Herzen. Wenn ich nicht trinke, holt mich alles ein, bis ich mir die Fingernägel in die Haut graben und mich heiser schreien will. Ich mache den Mund auf, aber die Worte wollen nicht heraus.

Er setzt sich neben mich und streckt genau wie ich die Beine aus.

»Was war's denn diesmal? Flashback? Schlimmer Traum?«, erkundigt Jason sich leise, indem er all die Gründe auflistet, die ich ihm in den vergangenen Monaten genannt habe, sobald er Alkohol in meinem Atem gerochen oder mich bis zur Besinnungslosigkeit betrunken auf dem Sofa vorgefunden hat.

Ich beuge mich nach vorn, um nach dem Brief von Aiden zu greifen, doch der Raum dreht sich, sodass ich mich rasch wieder gegen die Wand sinken lasse, um mich nicht zu übergeben. Also hebe ich bloß den Arm und zeige darauf.

Jason schaut auf den zusammengeknüllten Papierball und stößt einen langen Seufzer aus, ehe er ihn holt. Schweigend beobachte ich, wie er ihn entfaltet und auf seinem Oberschenkel glatt streicht. Ich betrachte sein Gesicht, blinze ein paar mal, um ihn im Blick behalten zu können, während er den Brief liest.

»Du lieber Himmel«, flüstert er schließlich. »Wo kommt der denn her?«

Ich räuspere mich und starre die gegenüberliegende Wand im Wohnzimmer unserer Großeltern an, bevor ich ihm antworte.

»Der kam, als ich in Kambodscha war. Zwei Wochen nach seinem Tod.«

Jason schweigt einige Minuten lang, und ich nutze die Zeit, um mich im Zimmer umzublicken. Ich habe dieses Haus in meiner Kindheit immer geliebt. Das alte Farmhaus am Stadtrand von Charleston war voller glücklicher Erinnerungen an gute Zeiten, das absolute Gegenteil des Zuhauses also, das wir mit unserer Mutter in New Jersey hatten. Ich habe mich stets darauf gefreut, den Sommer hier bei meiner Großmutter zu verbringen. Sie backte Kekse für uns, kochte und war für uns da. Sie liebte uns, kümmerte sich um uns und tat alles, damit wir glücklich waren.

Dieses Haus, das einst voller Träume war, empfinde ich jetzt als Hölle. Ich ertrage die Wände um mich herum nicht, fühle mich eingesperrt, gefangen im Schmerz und in den Erinnerungen.

»Es tut mir leid, Everett. Dieser Brief ist ... Scheiße. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Warum hast du mir nichts davon erzählt? Trinkst du deshalb ständig bis zur Besinnungslosigkeit, seit du wieder zu Hause bist?«, fragt Jason.

»Es ist, wie es ist.« Ich zucke mit den Schultern und ignoriere die Bemerkung über das Trinken. »Er hat recht. Ich bin ein Arschloch, aber daran kann ich jetzt auch nichts mehr ändern.«

Mein Bruder gibt einen spöttischen Laut von sich und steht auf, sodass er über mir aufragt. Mein Kopf schmerzt, als ich zu ihm hochschaue. Das Deckenlicht scheint mir in die Augen und erzeugt ein Stechen in meinem Kopf. Fluchend schütze ich meine Augen mit der Hand, um sein Gesicht erkennen zu können.

»Ich weiß, dass ich nie kapieren werde, was in deinem Kopf vorgeht. Ich weiß, ich werde nie nachvollziehen können, was du da drüben erlebt hast. Und mir ist auch klar, dass die Traurigkeit, die ich wegen Aidens Tod verspüre, nichts im Vergleich zu dem ist, was du fühlst«, erklärt Jason mir. »Doch

genug ist genug. Du hast dort drüben das getan, was du geliebt hast, und du hattest keine Ahnung von seiner Krankheit. Selbst wenn du es gewusst hättest, du hättest nichts daran ändern können. Er hatte das beste Mediziner-Team, das man für Geld kriegen kann, eingeflogen von überallher. Was er hatte, hättest selbst du mit deinen außergewöhnlichen medizinischen Fähigkeiten nicht heilen können. Du aber lebst noch, also fang an, dich entsprechend zu verhalten. Es tut mir leid, dass der Brief dich verletzt hat, es tut mir allerdings nicht leid, dass Aiden ihn geschrieben hat. Er hat recht. Du musst langsam mal wieder klarkommen.«

Ich fühle, wie Zorn der Benommenheit weicht, und balle die Fäuste in meinem Schoß. Ich will diesen Blödsinn, der aus seinem Mund ertönt, nicht hören. Ich weiß, ich habe es verdient, will es aber nicht hören.

»Was ist aus dem Versprechen geworden, das du mir gestern gegeben hast?«, fragt er, reißt mir die Wasserflasche aus der Hand und schleudert sie quer durchs Zimmer.

Sie fliegt gegen die Vitrine aus Eiche, in der unsere Großmutter ihr gutes Porzellan aufbewahrt hat, und landet zu Boden. Die letzten Schlucke Wodka laufen auf den Holzfußboden aus.

»Es tut weh«, flüstere ich und schaue auf meine geballten Fäuste, weil ich ihm nicht mehr in die Augen schauen kann.

»Natürlich tut es weh, du Idiot! Es heißt nicht umsonst Alkoholentzug. Das soll sich nicht gut anfühlen. Aber ich nehme an, du willst es noch nicht einmal versuchen«, entgegnet er.

Jason geht neben mir in die Hocke und umfasst mein Kinn, damit ich ihn ansehe.

»Es tut mir leid, dass Aiden gestorben ist. Es tut mir leid, dass du traurig bist und dich schuldig fühlst, weil du ihn nicht retten konntest. Doch du Arsch bemühest dich nicht einmal, dir selbst zu helfen. Ich war zu jung, um mich an Dads Tod zu

erinnern, aber mitzuerleben, wie Mom sich zu Tode trank, war schlimm genug. Du hast dich geschnitten, wenn du glaubst, du könntest mich jetzt auch noch verlassen. Wenn du dich schon meiner wegen nicht am Riemen reißen willst, mach es Cameron zuliebe. Schließlich hat sie Aiden ebenfalls verloren. Was meinst du, was passiert, wenn sie dich auch noch verliert?»

Damit richtet er sich auf und geht weg. Unter dem wütenden Trampeln seiner Arbeitsschuhe vibriert der Holzfußboden, sodass ich den Kopf in meine Hände sinken lasse, weil ich fürchte, er könne gleich explodieren.

Ich will zurück zu den Menschen, die mich brauchen, doch mein Arbeitgeber lässt mich nicht.

Ich will Aidens Stimme nicht mehr in meinem Kopf hören, aber sie verstummt nicht.

Ich will mich im Alkohol ertränken, aber mein Bruder lässt es nicht zu.

Niemand will mich einfach nur in Ruhe lassen.

Mein Bruder hat keine Ahnung, wovon er spricht. Cameron kommt gut ohne mich zurecht, genau wie in den letzten vier Jahren. Sie braucht mich nicht. Hat mich nie gebraucht.

Die sollen mich alle verdammt noch mal in Ruhe lassen.



Everett

Wünschen in der Vergangenheit ...

Zehn Jahre alt

»Mein Name ist Aiden Curtis, ich bin zehn, und mein Dad ist reich«, verkündet der Junge, der gerade auf mich zugekommen ist.

Er ist so groß wie ich, wir haben die gleichen dunkelbraunen Haare und blauen Augen, aber seine saubere schwarze Anzughose und das schicke weiße Hemd beweisen, dass sein Dad wirklich reich ist. In meiner dreckigen, zerrissenen Jeans, die zwei Nummern zu klein ist, und dem mit Fett und Dreck beschmutzten T-Shirt fühle ich mich in seiner Gegenwart wie ein Penner.

Am liebsten würde ich ihm gleich eine reinhauen, aber Grandma sagt immer, ich darf nie als Erster zuschlagen, ich sollte mich jedoch verteidigen und immer der Letzte sein, der schlägt.

»Ist dein Daddy auch reich?«, fragt Aiden, schnappt sich den Basketball von mir und klemmt ihn sich unter den Arm.

Ich wünschte wirklich, dieser Junge würde mich endlich schlagen. Ist mir egal, dass seine Familie erst kürzlich in unsere Straße gezogen ist und seine Eltern mit Camerons Eltern

befreundet sind. Das bedeutet, er wird die ganze Zeit hier im Camp sein. Ich will ihm immer noch eine reinhauen.

»Aiden! Sei nicht fies. Everett hat keinen Daddy mehr.«

Mein finsterer Blick, der Aiden gilt, verwandelt sich rasch in ein Lächeln, als Cameron zwischen uns tritt. Eigentlich mag ich keine Mädchen. Sie sind laut und nervig und kichern ständig. Aber Cameron ist in Ordnung, obwohl sie noch ein Baby und erst sieben ist. Sie ist immer schmutzig, hat immer Heu in den Haaren aus dem Pferdestall und kriegt immer Ärger, weil sie zu hoch auf die Bäume klettert. Außerdem schlägt sie mich bei fast allen Aktivitäten hier im Camp, selbst beim Bogenschießen. Eigentlich sollte es peinlich sein, dass ein kleines Mädchen besser mit Pfeil und Bogen umgehen, Basketball spielen und schwimmen kann als ich, doch aus irgendeinem Grund ist es das nicht.

»Du hast mal wieder Heu in den Haaren, Cam«, sage ich ihr und zeige lachend auf die Halme, die aus ihrem unordentlichen Pferdeschwanz herauslugen.

Sie zuckt bloß mit den Schultern, stemmt die Hände in die Hüften und dreht sich zu Aiden um.

»Du solltest dich bei Everett entschuldigen«, erklärt sie ihm.

Es kommt mir nicht einmal komisch vor, dass ich mich von einem Mädchen verteidigen lasse. Ich kenne Cameron schon, seit sie ein Baby war. Sie war noch kein Jahr alt, als meine Grandma mich zum ersten Mal in das Camp brachte, das Camerons Eltern gehört. In den letzten sieben Jahren habe ich jeden Sommer zusammen mit ihr verbracht. Aus irgendeinem Grund klebte Cameron immer an mir, obwohl Hunderte von Kindern hier im Camp sind. Und da sie gut in Sport ist und so, stört mich das nicht. Es ist eher so, als hätte ich ein kleines Mädchen als Bruder.

Aidens Grinsen verschwindet sofort, während Cameron ihn weiter finster anstarrt, dann schaut er mich traurig an.

»Das mit deinem Dad tut mir leid. Mein Dad kann dir alles kaufen, was du willst, wenn wir Freunde sind. Er hat ganz viel Geld.«

Ich denke an die Playstation, die alle meine Schulkameraden haben und von der meine Grandma meint, wir können sie uns nicht leisten. Mom weiß nicht einmal, dass ich mir eine wünsche. Sofort bin ich einverstanden, Aidens Freund zu sein. Es braucht nicht viel für einen Zehnjährigen, um jedes Interesse an einer Prügelei zu verlieren.

»Was willst du werden, wenn du groß bist?«, frage ich ihn.

»Reich!«, antwortet er lachend. »Was willst du denn werden?«

Ich schaue zu Boden und kicke mit der Schuhspitze einen Stein weg.

»Arzt, wie mein Dad. Aber das geht nicht. Meine Mom mag es nicht, wenn ich sage, ich will wie mein Dad werden«, füge ich leise hinzu.

Cameron kommt näher und legt ihren Kopf gegen meinen Arm.

Mein Dad war Arzt bei der Army. Seit er getötet wurde, als ich drei war, ist Mom nicht mehr dieselbe. Deshalb verbringe ich so viel Zeit bei Grandma, und die bringt mich zum Camp von Camerons Eltern. Meine Mom wird richtig sauer, wenn ich davon rede, dass ich Arzt werden will, genau wie er, selbst wenn ich ihr versichere, dass ich nicht in die Army will und nie sterben werde wie er. Ich will kein Soldat werden, doch ich will Menschen retten, genau wie er. Sie weint viel und schließt sich tagelang in ihrem Zimmer ein, daher rede ich nicht mehr darüber. Aber es tut gut, es jetzt laut auszusprechen und sich nicht gleich schlecht zu fühlen deswegen.

»Du kannst machen, was du willst, wenn du erwachsen bist. Ich kann's jedenfalls nicht erwarten, bis ich groß bin und mir niemand mehr vorschreiben kann, was ich tun darf. Wenn du

Arzt werden willst, solltest du Arzt werden. Du kannst Leuten Spritzen geben und sie aufschneiden. Du wirst supercool sein und reich. Ärzte verdienen viel Geld.« Aiden lächelt.

»Du findest, als Doktor werde ich cool sein?«

Aiden nickt. »Definitiv.«

Ich lächle ihn an. »Okay, wir können Freunde sein.«

»Yay!«, jubelt Cameron, klatscht in die Hände und hüpfert dabei. »Aiden und ich spielen nämlich zusammen, wenn du nicht hier bist, und ich freue mich echt, dass ihr euch auch mögt. Jetzt können wir alle zusammen spielen! Ich werde heute Nacht einen Wunsch zu den Sternen schicken, dass wir für immer beste Freunde bleiben, und ich weiß, dass dieser Wunsch in Erfüllung geht!«

Aiden und ich lachen beide darüber, wie glücklich Cameron ist. Er gibt mir den Basketball zurück und fragt mich, ob wir spielen wollen, worüber Cameron sich gleich noch mehr freut. Aiden strahlt, während er Cameron dabei beobachtet, wie sie um uns herumtanzt und nonstop von all den Beste-Freunde-Sachen plappert, die wir zusammen anstellen werden, und wie sie es uns beim Basketball zeigen will.

Ich mag Sachen, die Cameron glücklich machen, und es sieht aus, als würde Aiden mir dabei ganz gut helfen können. Als er ihr den Arm um die Schultern legt, nennt er sie »Kid« und bittet sie, uns beim Basketball nicht allzu hoch zu schlagen. Und Cameron schaut zu ihm auf und lächelt glücklicher, als ich es je bei ihr erlebt habe.

Ich bin froh, dass wir einen neuen Freund haben, der auch noch findet, ich werde als Arzt cool sein. Aber irgendwie ist es auch komisch, die beiden da zusammen zu sehen, als Freunde und ohne mich. Also stelle ich mich schnell an Camerons andere Seite und lege ihr ebenfalls den Arm um die Schultern, sodass wir alle drei Seite an Seite dastehen.

»Versprecht mir, dass wir für immer beste Freunde sein wer-

den, egal, was passiert«, verlangt Cameron und sieht zu Aiden hoch. Dann schaut sie mich an.

Aiden und ich tauschen über ihren Kopf hinweg einen Blick aus und zucken mit den Schultern.

»Klar, Cam. Wir werden beste Freunde bleiben, egal, was passiert«, verspreche ich ihr.

»Jap, egal, was passiert. Auch wenn du ein Mädchen bist«, fügt Aiden hinzu.

Cameron runzelt die Stirn, löst sich von uns und boxt ihn in den Magen. Ich muss laut lachen, da Aiden sich krümmt, den Bauch hält und vor Schmerz aufheult. Jetzt lächelt Cameron mich genauso an, wie sie vor ein paar Minuten Aiden angelächelt hat, und das komische Gefühl verschwindet, kaum dass sie die Hände ausstreckt und ich ihr den Basketball zuwerfe.

»Regel Nummer eins, Aiden. Ärgere Cameron nicht, sonst boxt sie dich«, erkläre ich ihm, klopfe ihm auf den Rücken und helfe ihm auf.

»Danke für die Warnung«, sagt er stöhnend und reibt sich den Bauch, während wir unsere Positionen vor dem Basketballkorb einnehmen.

Cameron, Aiden und ich verbringen den Rest des Tages mit Basketballspielen, und wie immer gewinnt Cameron jedes Spiel. Aiden beklagt sich nicht oder jammert, sondern fordert sie immer wieder zu einem neuen Spiel heraus, und es macht mir überhaupt nichts aus, Camerons Wunsch zu erfüllen, dass wir drei für immer beste Freunde sein sollen.